

*Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr*

Impulsvortrag bei der Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin am 13. November 2019

Sehr geehrte Damen und Herren,

I.

vor fast 20 Jahren, im Jahr 2000, haben die katholische Bischöfe in Deutschland zum letzten Mal eine umfangreiche Denkschrift zur friedensethischen Situation der Zeit veröffentlicht. Sie trägt den Titel „Gerechter Friede“ und spannt einen weiten Bogen von der biblischen Urgeschichte über Jesu Leben, Tod und Auferstehung zum Leitbild eines „gerechten Friedens“ in unserer Zeit. Dieser Wandel in der Perspektive kirchlicher Lehre weg von der Frage nach dem gerechten Krieg hin zum Blick auf den gerechten Frieden ist in der Theologie als ein „Paradigmenwechsel“ (so der berühmte Ausdruck des Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn) beschrieben worden.¹ Dass nun verstärkt der Blick auf den Frieden gerichtet und nach den Bedingungen seines Gelingens gefragt wird, stellt eine bleibende Errungenschaft dar.

Nun bleibt jedoch die Zeit nicht stehen, und ich trage sicherlich auch in diesen Räumen Eulen nach Athen, wenn ich sage: Im Jahr 2000 haben wir vieles im politischen Weltgeschehen optimistischer gesehen als wir es heute tun – nach den Erfahrungen von 9/11, den Kriegen im Irak und in Afghanistan, den Auseinandersetzungen im sogenannten „Arabischen Frühling“ bis hin zum Bürgerkrieg in Syrien und der andauernden Konfrontation im Osten der Ukraine (um nur einige Beispiele zu nennen). Andere Konflikte, auf deren Lösung wir damals hoffen konnten, schwelen weiter – wie beispielsweise zwischen Israel und Palästina.

¹ Z. B. neuerdings in Eberhard Schockenhoff: Kein Ende der Gewalt. Friedensethik für eine globalisierte Welt, Freiburg 2018 (Herder), 578ff.

II.

Als ich am 24. Februar 2011 das Amt des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr zusätzlich übernommen habe, war mir klar, dass ich damit auch eine besondere Verantwortung für die Weiterentwicklung der katholischen Friedenslehre trage. Schließlich sind unsere Soldatinnen und Soldaten heute in wesentlich unmittelbarer Weise in die politischen Konflikte der Gegenwart involviert als sie es noch im Jahr 2000 waren. Mit dem von mir getragenen Institut für Theologie und Frieden in Hamburg und den mit dem Institut in Beziehung stehenden Theologen und Sozialethikern kann ich mich auf ein Netzwerk von Fachleuten stützen, die langjährige Erfahrung in diesem wissenschaftlichen Feld vorweisen können.

Vor einiger Zeit haben wir unter meiner Ägide begonnen zu überlegen, welche Thematik in der gegenwärtigen Situation stärker ins Blickfeld theologischer Reflexion rücken sollte. Dabei ist uns aufgefallen, dass dem Konflikt als einer Art „anthropologischer Konstante“ möglicherweise in den bisherigen Äußerungen aus der Kirche noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

In „Gerechter Friede“ ist das Themenfeld „Konflikt“ nicht gänzlich vernachlässigt. Diese Schrift betont den „Vorrang für gewaltpräventive Konfliktbearbeitung“ (Seiten 56-59), fordert vom soldatischen Handeln, dass die „Möglichkeit einer friedlichen Konfliktlösung offen bleibt“ (Seite 112), stellt die Bedeutung des „Konfliktaustrags ohne die Mittel der Gewalt (Seite 122) heraus und beklagt einen „Mangel an Konfliktkultur“ (S. 129). All dies sind Feststellungen, die auch in meiner Positionierung eine wichtige Rolle spielen. Dennoch glaube ich, dass wir – ähnlich wie beim Wechsel vom „gerechten Krieg“ zum „gerechten Frieden“ – einen Wechsel in der Blickrichtung vorgenommen haben. Perspektivwechsel heben sich gegenseitig nicht auf. Der Blick aus einer anderen Richtung wird nicht ungültig oder falsch, nur fällt – um eine beliebte Metapher zu verwenden – ab und an das Licht anders auf einen Gegenstand, so dass er auch ein anderes Gesicht zeigen kann. In „Gerechter Friede“ ist viel von „Konfliktvorbeugung“ die Rede (z. B. in der Überschrift zu Kapitel II.5, Seite 87), die in der Tat oftmals eine wichtige Aufgabe darstellt. Nicht alle Konflikte sind sinnvoll oder gut. Schädlichen und destruktiven Konflikten vorzubeugen, ist ein bleibender friedensethischer Imperativ. Selbst dann, wenn aus Konflikten etwas Gutes hervorgeht, ist nicht sichergestellt, dass der Konflikt selbst wirklich gut war. Manchmal würde man sich wünschen, es hätte des Konflikts nicht bedurft (und rechtzeitige Einsicht auf der richtigen

Seite hätte ihn vermieden). Manche Konflikte beruhen auf Missverständnissen. Man wird vielleicht sagen: Besser, wenn es das Missverständnis nicht gegeben hätte und es so nicht zum Konflikt gekommen wäre. Aber das kann vorschnell sein: Gerade in solchen Konflikten kann sich Begrüßenswertes zeigen. Denn der Konflikt drängt uns dazu, das Missverständnis aufzuklären. Wenn ein Missverständnis erfolgreich aufgeklärt werden kann, haben beide Seiten bei gutem Willen ihr Verständnis erweitert. Oft werden uns erst im Konflikt Gesichtspunkte bewusst, die wir ohne Konflikt schlichtweg übersehen hätten. Man kehrt also nicht einfach zu einem Zustand *status quo ante* zurück, sondern geht verändert, oftmals „bereichert“ aus dem Konflikt. Wir sollten uns – in diesem Zusammenhang - auch nicht ernsthaft eine Einheitssprache wünschen, die sprachliche Missverständnisse stets ausschließt, denn gerade in der Konfrontation mit einer anderen Sprache werden wir uns anderer Weltbilder und Weltbeschreibungen bewusst, die uns in unserer Humanität bereichern.²

III.

Daher gilt eben auch, dass nicht alle Konflikte sinnlos oder schlecht sind. Meine Absicht ist es nun, von einem einseitigen Tenor im Begriff des Konflikts wegzukommen und die produktive Rolle, die Konflikte in unserem individuellen, aber auch in unserem sozialen und damit auch politischen Leben spielen, hervorzuheben. Denn nicht selten kommen wir nur durch Konflikte zu den besseren Lösungen. Wissenschaft beispielsweise, denken wir an den Historikerstreit in den 1980iger Jahren, braucht oft die Herausforderung durch Gegenpositionen, um die eigene Position zu schärfen, zu klären und auch zu vertiefen. Oder nehmen wir den Sport: Die allermeisten Weltrekorde in den Ausdauersportarten sind nicht in klinisch reinen Umgebungen auf großer Höhe im Kampf zwischen Mensch und Uhr erreicht worden, sondern in echten Wettkämpfen zwischen verschiedenen Wettbewerbern.

Der Begriff des Konflikts ist sehr weit, und dadurch, dass er uns alltagssprachlich mittlerweile so geläufig ist, birgt er auch einige Gefahren. So kann er auf den Streit zwischen einzelnen Personen, z. B. in Familien oder am Arbeitsplatz, auf den Streit zwischen Gruppen, z. B. zwischen Familien oder Abteilungen in der gleichen Firma, auf den Streit zwischen Unternehmen, politischen Parteien oder eben Staaten und v. a. m. angewendet werden. Eine

² Vgl. Bernhard Koch: *Traditio und translatio*. Europäische Verantwortung im Kontext von Mehrsprachigkeit und Übersetzung. In: Michael Gehler/Alexander Merkl (Hrsg.): *Die Europäische Union als Verantwortungsgemeinschaft – Anspruch und Wirklichkeit*, Wien 2020: Böhlau-Verlag (im Erscheinen).

Person kann sogar innerlich in Konflikte geraten, denken Sie beispielsweise an moralische Abwägungen oder einen Gewissenskonflikt. Diese unterschiedlichen Ausformungen werden in ihren jeweiligen Fachwissenschaften erforscht³ und dürfen nicht vorschnell miteinander vermengt werden.

Ich möchte mich im Folgenden nun auf die politischen Konflikte beschränken und kann auch hier nur einige Bemerkungen machen.

IV.

Dass Konflikte „produktives“ Potential haben, ist keine neue Einsicht, sondern ein implizites Wissen, das bereits die frühe attische Demokratie stimuliert hat. Da in der Volksversammlung, der „ekklesia“, jedes Mitglied (dieser Versammlung) gleiche Partizipationsrechte genoss, konnten die Konflikte in der athenischen Bürgerschaft in diesem öffentlichen Forum ihren Ausdruck finden. Freilich stellten sich auch hier schon entscheidende demokratiethoretische Probleme, wie jenes, wer überhaupt Zugang zur Volksversammlung haben sollte. Die attische Demokratie war nicht frei von Gegnern und nicht frei von Krisen, insbesondere in der Zeit des Peloponnesischen Krieges und nach der Niederlage gegen Sparta im Jahr 404 v. Chr. In ihrer konkreten Ausgestaltung kann sie uns heute nur noch in wenigen Hinsichten ein Vorbild sein. Aber sie zeigte doch Wichtiges an: Politische Konflikte können grundsätzlich ohne Gewalt bewältigt werden, wenn sie in einem gefestigten institutionellen Rahmen mit einem etablierten und anerkannten Regelwerk bearbeitet werden. Natürlich ist solche institutionelle Konfliktbearbeitung manchmal umständlich, manchmal langwierig und manchmal aus den jeweiligen Einzelperspektiven betrachtet unbefriedigend – vor allem mit Blick auf den Kompromiss, den man finden muss. Die autokratischen und oligarchischen Herrschaftsformen können schneller und vermeintlich effizienter entscheiden. Aber sie bringen sich um zwei maßgebliche Vorteile: a) die erkenntnistheoretische Pluralität von Hinsichten und b) den partizipativen Einbezug jener, die von den gefällten Entscheidungen betroffen sind.

Zum ersten: Wenn wir eine Sache wahrnehmen, dann nehmen wir sie häufig so wahr, dass wir denken: Genau so, wie *wir* die Dinge wahrnehmen, so ist auch die Wirklichkeit.

³ Vgl. z. B. Thorsten Bonacker/Peter Imbusch: Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden. In: Peter Imbusch/Ralf Zoll (Hrsg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. 5. Auflage. Wiesbaden 2010 (VS Verlag für Sozialwissenschaften), 67-142.

Erkenntnis zielt natürlich auf die Wirklichkeit, aber zu dieser gehört eben auch, dass sie von anderen Standorten aus anders gesehen werden kann. Wer also eine andere Beschreibung liefert, als sie selbst aufgrund der eigenen Eindrücke für zutreffend gehalten werden, muss nicht falsch liegen. Sich selber und seine eigenen Erkenntnisse zu relativieren, ist notwendig im Blick auf eine sozial fruchtbare, aber häufig eben erst durch Konflikte ermöglichte, Betrachtung der Welt. Wir sehen das an politischen Konflikten in der Gegenwart: Für eine gemeinwohldienliche Wirtschaftspolitik ist es nicht ausreichend, nur die Perspektive der Unternehmer oder nur jene der Arbeitnehmer in Betracht zu ziehen, sondern alle, die im Raum des Wirtschaftens tätig sind, haben ihre je eigene Sicht auf diesen Raum. Es kommt zu Konflikten und zu streitbaren Diskussionen, aber bei vernünftiger institutioneller Rahmung, wie sie in unserer sozialen Marktwirtschaft grundgelegt ist, kommt es auch zu fruchtbaren Ergebnissen. Es ist kein Geheimnis, dass die Kirchen in solchen Konflikten ihre Perspektive einbringen und auch einbringen müssen, weil sonst am Gesamtbild Wichtiges fehlen würde.

Der zweite Vorteil, von dem ich gesprochen habe, ist der des partizipativen Einbezugs. Zunächst ist es so, dass Konflikte deutlich machen, dass Menschen von einander verschieden sind. Es streitet die eine gegen die andere Person oder jene Gruppe gegen diese, was die Trennung und Separation augenfällig werden lässt. Aber wenn Konflikte in einem Ordnungsrahmen, also z. B. regelkonform, ausgetragen werden, dann stellt diese Konfliktbearbeitung sogar eine gemeinsame Aktivität dar, die in einem gewissen Maß die Trennung überwindet.

Noch heute treffen sich z. B. die Spieler des Fußball-WM-Finales von 1974 beider Seiten (d. h. jene, die noch am Leben sind) und erinnern sich an „ihr“ Spiel. Natürlich hätten die niederländischen Spieler lieber gewonnen, aber auch so ist das Spiel zu einem Teil ihrer Biographie geworden. Sie haben sich diese gemeinsame Anstrengung zu eigen gemacht.

Die Bearbeitung von politischen Konflikten kann zu ähnlichen Resultaten führen. Nicht immer können Ergebnisse im Konsens erzielt werden, obwohl Kompromissen in der demokratischen Politik eine große Rolle zukommt.⁴ Manchmal entscheiden Mehrheiten; es

⁴ Man muss betonen, dass es hier um Politik geht. Im Glauben ist nicht in jeder Hinsicht ein solcher Kompromiss möglich (vgl. z. B. Eugen Biser: Wege des Friedens, Augsburg 2003 [St. Ulrich Verlag], 76-79). Das wiederum bedeutet aber nicht, dass in der sozialen Institution Kirche nicht ab und an Kompromisse geschlossen werden sollten. So zeigt sich, dass auf verschiedenen Konfliktfeldern verschiedene

gibt Sieger und Verlierer. Aber auch die Verlierer können sich solche Prozesse zu eigen machen, weil sie wissen, dass sie durch das Herausfordern den politischen Gegner angespornt und damit zu besseren Ergebnissen beigetragen haben. Ein knappes Beispiel zeigt das, ohne die Vorgänge historisch vereinfachen zu wollen: Wäre es wirklich günstiger gewesen, die Ostpolitik Willi Brandts, die wir heute für eine richtige Weichenstellung halten, wäre ohne Konflikte einfach so durchgewunken worden? Oder der Streit in der Steuerpolitik: Wer könnte sich wünschen, dass nur aus einer Perspektive oder von einer partikularen Gruppe die Besteuerungsnormen festgelegt werden? Die Partizipation aller Gruppen bringt auch für die partikularen Gruppen erst die besten Ergebnisse hervor. Daher gilt ganz generell, dass man Gegner in bestimmten Konflikten nicht einfach nur als Hindernis zur eigenen Zielverwirklichung ansehen sollte, sondern als Förderer, die einen zwingen, die eigene Position noch stärker zu formulieren. Daraus ergibt sich eine spezifische Wertschätzung des Gegners auch als Gegner.

V.

Der partizipative Einbezug, dessen Bedeutung in der normativen Demokratietheorie bei Jürgen Habermas so deutlich herausgestellt worden ist,⁵ ermöglicht es (im Idealfall), dass alle von Entscheidungen betroffenen Mitglieder einer Gemeinschaft die Ergebnisse dieser Entscheidung auch für sich annehmen. Wie gesagt: Die Realität ist häufig weniger ideal, aber das macht den Grundsatz nicht falsch. Deshalb sollte man sich bemühen, wirklich einen breiten Einbezug von verschiedenen politischen Positionen anzustreben. Die voreilige Ausgrenzung, insbesondere deshalb, weil man bestimmte Positionen inhaltlich nicht zum Ausdruck kommen lassen möchte, entspricht nicht einer liberalen Gesellschaft und verschärft innere Spaltungen. Es ist nichts gewonnen, wenn der Konflikt hier gemieden wird. Das gilt auch für Vorgänge innerhalb unserer Kirche. Teilweise ist es sogar hilfreich, von der Konzentration von Entscheidungsmacht bei einzelnen Personen oder Ämtern abzurücken und Institutionen zu schaffen, die Konflikte, aber auch ihren regelkonformen Austrag, ermöglichen.

Konstruktive Konfliktbearbeitung kann aber nur gelingen, wenn die Beteiligten zumindest ein gewisses Maß an Zustimmung zum Konfliktlösungsverfahren mitbringen. Mit einem

Konfliktlösungsmodelle besser oder schlechter geeignet sind. Vgl. auch Avishai Margalit: On Compromise and Rotten Compromise, Princeton 2009 (Princeton University Press).

⁵ Jürgen Habermas: Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie, Frankfurt 1996 (Suhrkamp).

traditionellen Ausdruck gesprochen: Es bedarf bestimmter Tugenden. Ich habe das in dem kleinen Buch in Bezug auf die Soldatinnen und Soldaten näher ausgeführt.

„Der Soldat muss über Fähigkeiten verfügen, die über sein militärisches Handwerk hinausgehen. Er muss über eine ethische Handlungsdisposition, eine Tüchtigkeit verfügen, die es ihm erlaubt, verlässlich und beständig in Stresssituationen verantwortlich reagieren zu können.“ (Konstruktive Konfliktkultur, S. 83)

Deshalb hebe ich die Tugenden der Tapferkeit, der Klugheit und der Maßhaltung hervor, ergänze aber:

„Vor allen Dingen aber muss der Soldat von der Gesinnung erfüllt sein, Frieden bringen zu wollen.“ (ebd.)

Eine basale Friedfertigkeit ist für den soldatischen Dienst unerlässlich. Sie kann durch guten ethischen Unterricht geschult und verfeinert werden, aber sie ist keine „Kompetenz“ wie andere Ausbildungsinhalte – also in dem Sinne, wie jemand einen Wettbewerb gewinnen kann, weil seine Konkurrenten schlechtere Noten oder eine geringere Punktzahl bekommen haben.

Friedensethik muss in diesem Sinne immer auch eine „Tugendethik“ sein und die Bedeutung von Friedenserziehung und Einübung in eine Friedenspraxis herausstellen.“⁶ Auch im politischen Konflikt müssen Grundtugenden vorhanden sein, z. B. jene der Wahrhaftigkeit. Den epistemischen Vorteil, den demokratische Verfahren für sich in Anspruch nehmen dürfen, kann man nur nutzen, wenn die Beteiligten wahrhaftig Auskunft über das ihnen als richtig Erscheinende geben. Wer aus strategischem Interesse falsche Erkenntnisse vorgibt oder „fake news“ verbreitet, hilft dem konstruktiven Diskurs nicht. Bis zu einem gewissen Grad können gute institutionelle Rahmungen solche Torpedierungsversuche überstehen, aber natürlich stellt sich auch die Frage, ob es Grenzen konstruktiver Konfliktbearbeitung gibt. Dass Konfliktbearbeitungsverfahren selber Gegenstand von Konflikten sein können, z. B. dort, wo über die Ausgestaltung unseres demokratischen Systems gesprochen wird (Wie groß soll ein Parlament sein?, In welchem Turnus soll es gewählt werden?), ist selbstverständlich.

⁶ Bernhard Koch: Friedensethik. In: Hans-Joachim Gießmann/Bernhard Rinke (Hrsg.): Handbuch Frieden, 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden 2019 (Springer VS) 147-162, hier 156.

Aber wo jegliches Konfliktbearbeitungsverfahren abgelehnt wird oder sogar noch weitergehender, wo stets versucht wird, das Verfahren zu torpedieren, indem z. B. das Verfahren als solches gegen seine Gegner in Stellung gebracht wird, dort kommt das konstruktive Moment, das Konflikten innewohnt, an seine Grenze. Leider finden wir in der Gegenwart wieder politische Akteure, von „links“ wie von „rechts“, die dieser Versuchung nach einem Umstürzen jeglichen Verfahrens erliegen. Sie wollen entweder ihre Individual- oder Gruppeninteressen befördern oder aber tatsächlich das, was sie als die einzige richtige objektive Position wahrnehmen, voll zur Geltung bringen. Nur sollten sie nicht davon ausgehen, dass sie alleine im Besitz dieser richtigen objektiven Position sind.

VI.

Das tut auch meine Standortbestimmung nicht. Sie ist kein Aufruf zu unnötigen Konflikten, sondern sie endet mit einem Aufruf zum Dialog (S. 108f.). Da aber „eine Welt ohne Konflikte ... nicht realistisch und auch nicht wünschenswert“ ist (S. 109), will sie dazu motivieren, Konflikte immerhin zu wagen. Auch wenn sie anstrengend sind, was nicht zu bestreiten ist.

Ich habe versucht anzudeuten, dass auch die frühe Gemeinschaft der Christen gereift ist, weil manchmal der eine oder der andere die Anstrengung nicht vermieden und den Konflikt gewagt hat. Dieses Buch ist selbst ein kleines Wagnis, denn es wird nicht unbestritten bleiben und zu Konflikten führen. Aber genau dafür sind wir heute hier, um uns in einem geordneten Rahmen, den uns die Konrad-Adenauer-Stiftung bietet, konstruktiv auszutauschen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.